

Meinrad Lienert : zu seinem 100. Geburtstag am 21. Mai 1965

Autor(en): **Kälin, Wernerkarl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **52 (1965)**

Heft 9

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-530937>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

geht die Erziehung durch den Erzieher (Fremderziehung) in die Selbsterziehung über.



Selbsterziehung ist ein *Grenzphänomen* der Erziehung. Insofern nämlich die zwischenmenschliche Einwirkung fehlt, kann sie nicht mehr Erziehung genannt werden. Trotzdem sprechen wir von Selbsterziehung. Denn auch im Falle der Selbsterziehung wirken dauernd die Vorgänge zwischenmenschlicher Begegnung und Einwirkung auf den sich selbst Erziehenden ein: Vorbilder, Belehrung, Ermahnung durch den Ehepartner, Arbeitskollegen, Freunde, eigene Kinder oder Schüler.

Erziehung ist somit ein Prozeß, der wohl einen Anfang hat, bei Lebensbeginn. Er zieht sich aber durch das ganze Leben hindurch und hat kein Ende, solange die geistige und sittliche Welt in der menschlichen Person lebendig ist. (Netzer, 58.)

Der Ausdruck <Selbsterziehung> ist auch insofern berechtigt, als der sich selbst Erziehende irgendwie zwei Ich hat: ein besseres, erziehendes und ein schlechteres, zu erziehendes. Mit Recht läßt Nestroy einen seiner Helden zu sich selber sagen: Wer ist stärker: ich oder ich?!

Erziehung ist Lebenshilfe.

*einen Mitmenschen über sich selber
hinausführen*

Erziehen heißt <

*einem Mitmenschen helfen, sich selber
zu helfen*

Literatur

Bahl F., Führen und wachsen lassen, in: Die Sammlung 1954.

Brezinka W., Erziehung als Lebenshilfe. Stuttgart 1963.

Erlinghagen, Vom Bildungsideal zur Lebensordnung. Freiburg 1960.

Froese L., Russische und sowjetische Pädagogik. Heidelberg 1963.

Froese L. / Haas R. / Anweiler O., Bildungswettlauf zwischen Ost und West. Freiburg 1960.

Goes A., Über das Gespräch. Hamburg o. J.

Häberlin P., Das Ziel der Erziehung. Basel 1917.

Klein H., Polytechnische Bildung und Erziehung in der DDR. Hamburg 1962.

Künkel F., Einführung in die Charakterkunde, Stuttgart 1959.

Litt Th., Führen oder wachsen lassen. Stuttgart 1958.

Netzer H., Erziehungslehre. Bad Heilbrunn 1962.

Perquin C. A., Pädagogik. Düsseldorf 1961.

Spranger E., Gedanken zur Daseinsgestaltung. München 1955.

Spranger E., Der Sinn der Voraussetzungslosigkeit in den Geisteswissenschaften. Leipzig 1929.

Meinrad Lienert

Zu seinem 100. Geburtstag am 21. Mai 1965

Werner Karl Kälin, Einsiedeln

Ein glücklicher Umstand hat uns diese köstliche Arbeit über Meinrad Lienert von Werner Karl Kälin zukommen lassen. Wir freuen uns dankbar.

Kein Land, aber auch kein Volk erträgt nur vernichtende Herbststürme und alles vereisende Winterkälte, in denen nur heisere Krähen vereinsamt schreien. Wohl haben Dichter und Künstler auch von der Not der Zeit klagend zu künden. Tinguely stellte an der Expo in seiner Maschine die entsetzliche Bedrohung durch eine vernichtende Technik und die Sinnentleerung unseres wirtschaftlichen Lebens dar. Max Frisch zeichnet in Roman und Drama den moralischen Zusammenbruch in unserer Zeit durch leergewordene Menschen und selbst unseres Volkes. Ähnlich wie Frisch in <Andorra> hält selbst der positiv gerichtete Dürrenmatt im <Besuch der alten Dame> dem Schweizervolk in bitterer Satire den Spiegel vor, damit wir erkennen, was wir für Geld an moralischen Werten opfern. Dürrenmatt sieht ja keinen andern Weg mehr, als in bitterer Komödie uns den Star zu stechen. Aber haben die Menschen des 18. Jahrhunderts in Frankreich ob der Spiegel, die ihnen vorgehalten werden, nicht ähnlich gelacht, wie wir ob der heutigen Spiegel tun? Damals gab es keine Männer mehr, die dichterisch-künstlerisch heilende, positive Urkräfte zu zeigen vermochten, und niemand vermochte mehr den Umsturz aufzuhalten. Weder Dichter noch Gesellschaft schienen mehr gesunde Organe zu haben, um noch das Heilende sehen und vernennen zu können. Kritik legt wohl das Kranke bloß, lehrt vieles zu verstehen, aber sie heilt nicht. Völker erneuern sich jedoch nur, wenn sie zu den Gesundbrunnen geführt werden, die eine Einheit bilden sollen, zu Natur, Geschichte, sittlichen Normen und starkem Glauben. Das gilt auch für uns Schweizer.

Künstler und Dichter, die bloß psycho-analytisch die Verderbnis freilegen und nur Eiskälte und Laugen auf die Wunden legen, helfen uns nicht, wenn nicht auch Kündler zum Herzen vorstoßen und uns in Heimat und Gemüt, in Liebe und Glauben Kräfte zeigen, die Halt geben und die Herzen gewinnen können. Wie trostlos ist die Altmatt – mit ihren Nebeln und mit dem aufgerissenen Torfboden – wie lebt

man aber auf, wenn man jenseits des Katzenstricks Einsiedeln schaut. Wie trostlos wirkt Frisch – aber wie herzwinnend der Einsiedler Meinrad Lienert. Es ist gut, daß jedes heimatbewußte Lesebuch Lieder von Meinrad Lienert darbietet, wenigstens Haarus, Die alte Schwyzer und etwa Dr Zürisee. In die Brunnenstube, wo diese Gedichte entstanden sind, in Leben und Herz des Dichters Meinrad Lienert führt uns hier W. K. Kälin ein, selbst gleichgestimmt und gleich herzkünftig wie Lienert. *Nh*

Wer vom heiterblauen Zürichsee her auf der alten Pilgerstraße der Waldstatt Einsiedeln hinter dem tannbestandenen Etzelberg zustrebt und nach einem Ausguck übers fruchtbare Höfnerland seinen Blick ins Hochtal der Sihl wendet, könnte fast glauben, diese Welt sei ringsum von Bergen derart vermauert und abgehagt, daß nichts Fremdes hineinkommen könne: ein verwünschtes Land, abseits und allein. Und doch merkt der Wanderer bald, daß hier oben ein heiteres, frohes Völklein daheim ist, offener und redseliger als etwa jenes am Südfuß der Mythenstöcke. Und das kommt nicht von ungefähr.

Um 934 kam der Straßburger Dompropst Eberhard mit einem ziemlichen «Gefolge» in den Finstern Wald und gründete an der Stelle, die der Reichenauer Mönch Meinrad mit seinem Betengeheilig und mit seinem Blut 861 gesegnet, ein Kloster. Die Mannen und Frauen dieses Gefolges, das den Wald roden half und die Matten und Weiden bebaute – Elsässer also –, sind die Ahnen der heutigen Waldleute. Ihre Namen verraten heute noch ihr einstiges erstes Tun: Ochsner, Oechslin, Kälin (Kehleisen) und andere. Sie zeugen von altem Bauerntum. Wenn man dem Bild der Manesseschen Liederhandschrift glauben kann, wo braune und mausgraue Kühe von den Schwyzern beim Überfall 1314 aus den Stallungen des Klosters nach Schwyz geführt wurden, so darf man mit Fug und Recht annehmen, daß Einsiedeln vielleicht vor Schwyz die Heimat unserer Braunviehrasse ist. Mehr als tausend Jahre sind es auch her, daß die erste Urkunde von der Einsiedler Pferdezucht berichtet. Ein werktiges, rühriges Völklein also, das aber trotz dem emsigen Schaffen seinen Frohsinn und sein heiteres Lachen nicht verloren hat.

Wenn auch die Einsiedler bis zur Französischen Revolution Gotteshausleute waren, also unfrei, so tat das ihrem Stolz keinen Eintrag. Sie hatten es sicher weit besser unter dem Krummstab der Einsiedler Fürstäbte als manche Angehörige eidgenössischer Vogteien und Untertanenlande. Die Klosterherren gaben ihnen den Grund als Erb-

lehen zu niederm Zins. Daneben durften sie alle die gemeinsame Allmeinde nutzen und im Wald für Heizung und Hausbau das Holz schlagen. Die Wallfahrt zu Unserer Lieben Frau brachte den Waldleuten die weite Welt gar nahe, ja sogar ins Haus. Denn neben der landwirtschaftlichen Arbeit bildete die Betreuung und Beherbergung der zahlreichen Pilger die ortsgegebene Aufgabe. Der Umgang mit den Fremden weitete manchem Bergbauern den Blick und ließ ihn für das Schöne, das auswärts wuchs, wach werden.

Elsässische Heiterkeit, alemannische Offenheit und vielleicht gar rätische Strenge paaren sich im Blut und Tudichum der Einsiedler. Wer genau hinhört, kann sogar in der heute noch lebendigen Mundart der Einsiedler diesen Dreiklang der Stämme und Kulturen heraushören und erspüren.

Um 1500 herum findet man den ersten Eintrag eines Sprosses des jetzt noch blühenden Waldleute-Geschlechts der Lienert. «Heini Müller, genannt Lienhard» war im abseitigen Viertel Willerzell niedergelassen und hatte eine Ehefrau des Klosters, eben das kunstfertige Handwerk eines Müllers inne. Dieser Heini ist der Stammvater aller Lienert. Später haben sie sich auch im Euthal, das so stillverträumt hinter der Hagelfluh verborgen liegt, niedergelassen und sind im Laufe der Jahre auch im Dorf selber haushablich geworden.

Die Familie, aus der Meinrad Lienert hervorging, weiß ihr Ähniheinen im Näscht am Steinbach. Der Waldstadtdichter geht in manchem Geschichtlein den Spuren seiner Ahnen nach, etwa dort, wo er von Heini Lienert erzählt, der bei Novara 1513 gefallen, oder wenn er von einer Ahne berichtet, die die «fürsichtigen und weisen Herren von Schwyz» auf der Weidhuob als Hexe verbrannten. Höher in seinem Ansehen als alle Reisläufer und Welschlandfahrer, als alle Rats Herren und Geistlichen, die aus dem Geschlechte hervorgingen, stellt Meinrad Lienert eine andere Ähnimutter, 's Ankebabeli, Barbara Lienert-Birchler, die als erste Einsiedlerin im schwarzen Boden Kartoffeln pflanzte und damit der Hungersnot, die gar oft auch im Gebiet des Einsiedler Gotteshauses grauenvoll regierte, den Garaus gemacht hat.

Im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts wohnte auf der Furren im Haus zu «Adam und Eva» ein ehrsamer Küfermeister, Franz Alois Lienert, der aus dem Nachbarhaus zur «Linde» die frohe

Maria Gertrud Lindauer als seine Ehefrau heimgeführt hatte. Die Lindauer sind um 1600 aus dem Schwyzer Altviertel in die Waldstatt eingewandert und hier bald zu Ansehen gelangt. Ein Vorfahre, Hans Lienhardt Lindauer, betrieb lange Jahre das vornehmste Gasthaus des Wallfahrtsortes, den Weißen Wind (Hund), allwo die Tagsatzungsherren der eidgenössischen Orte oft ratend in der niedern Gaststube zusammensaßen. Der Küfer Franz und seine Gattin Gertrud hatten vier Buben. Aber nur zwei davon sind ins mannbare Alter gekommen: Konrad Xaver, der langjährige Landschreiber des Bezirkes Einsiedeln, eben der Vater unseres Waldstadtdichters, und Franz Xaver, der in der Folge die einstige Mühle des Klosters erwarb und dort eine mechanische Werkstätte einrichtete.

Im Paradies diente um die Mitte des Jahrhunderts ein anmutiges Bauernkind, Marianna Ochsen, von der Rüti-Euthal. Ihr Vaterhaus stand hart an der Grenze zwischen dem Bezirk Einsiedeln und dem Bezirk Schwyz. Ihr Vater war ein Bauer und übte nebenbei das Handwerk eines Zimmermanns aus. Der Sohn des Hauses, Konrad, fand an dem Maitli Gefallen und wurde von diesem wiedergeliebt. Mit 17 Jahren trug Marianne Ochsen den Trauring am Finger. Sie schenkte ihrem ersten Kind, dem Louisli, 1858 das Leben. Im Millenariumsjahr des heiligen Meinrad, 1861, folgte der erste Bub, Konrad, der der Vater des Dichters Otto Helmut Lienert und der Schriftstellerin Lina Schips-Lienert werden sollte, aber früh, erst 37 Jahre alt, sterben mußte.

Am 21. Maien 1865, an einem sonnenheiteren Tag – dazu war es ein Sonntag – wurde wieder ein Büblein in die Wiege bei «Adam und Eva» gelegt, das man am gleichen Tag nach dem «Salve» über den Taufbrunnen hielt und ihm den Namen Meinrad Alois gab. Das ist unser Meinrad Lienert, der als Sonntags- und Sonnenkind durchs Leben gehen durfte. Unter der Obhut seines gütigstrengen Vaters und der liedfrohen Mutter, die aber auch schwere Tage sah, verlebte Meinrad, der Meiredli seiner Kindheitserinnerungen, die Jugendjahre im Schatten des Klosters und unter dem Glockengeläute der Wallfahrtskirche, durchtobte und durchtollte die engen Gäblein seines Heimatdorfes und fand stets zu jedem Spiel und zu vielerlei Scherz aufgelegte Gespänlein.

Von seinem Vater hatte Meinrad Lienert den

graden Sinn und das gerechte Urteil, aber auch das hilfsbereite Verstehen für die vom Schicksal in den Schatten Gestellten ererbt, von seiner Mutter die Liebe, den offenen Blick, die Freude am Lied; die Güte aber von seinem Gröisi.

In allen kindlichen Ängsten und Mutlosigkeiten, mit allen Fragen und kleinen Kummern lief der Meiredli zu seinem Gröisi und fand immer Verstehen, sosehr, daß er noch in spätern Jahren sich nach der weisen Frau sehnte:

Großmuetter, wän chönd r? I plange uf Ue.

Wett gäre es Stündli dr Meiredli sy.

Nu einist am Pfeister die wyß Hube gseh.

O, 's Härz mueßt mer guete und nümeh tät weh.

Die verstehende Liebe und die helfende Güte fand er auch bei seiner Mutter, jene Liebe, nach der er später, zeit seines Lebens, Ausschau hielt und traurig ward, wenn er sie nicht in den Augen seiner Mitmenschen aufblühen sah:

My Muetter isch keis Herrechind,
äs nötigs Buregöifli.

Hät doch dr Vater und erst mich
dur ihri Liebi gmacht wie rych,
und hät mer Liedli hinderloh,
mi miecht ä ganzi Wält mit froh.

Und als die Mutter im Oktober 1900 von ihren Leiden erlöst wurde, widmet ihr der Fünfunddreißigjährige ein Denkmal der Treue und Dankbarkeit:

O Muetterli, o Muetter au,
wie häst di für is ploged.
Du chlyni, trüi Heldefrau,
wie häst au Sorge von is to
und Chrüz und Chrüzli uf di gno.
s ist währligott keis Wunder gsy,
as s dir se schwär ist worde.

Gottlob und Dank, jetzt isch verby.
Du bisch in äni Bhusig hei,
wo nüüd als Liebi gilt älei.
O Muetter, gwirigs Euthlerchind!
Bist gsy, wie d Ros im Gschneever.
D Freud hät glych us der usezündt.
Ä Ros blybt Ros! Und wirds verschnyet,
s chunt wider wies im Würzli lyt.

O Muetterli, im Chilechhof,
im grüne Weidland obe!
Dr basis isch ä teuffe Schloff.
Und chöt di loh verwache hüt,
o Muetterhärz, i tät drs nüd.

Seine Kindheitstage verlebte Meinrad Lienert auf der Allmeinde, am Alpbach und in den Tannenzwäldern des Klosters und der alten Bürgerkorporation; erforschte die Geheimnisse der Klosterbauten und -gänge, staunte in die Gewölbe der prunkvollen, herrlichen Wallfahrtskirche hinauf und lauschte dem Lied des vierzehnröhrigen Brunnens auf dem Platz. Dann kam die Schulzeit. Für ihn oft eine Zeit des Eingesperrtseins, der Enge und des Zwangs, er der so sehr die Freiheit liebte. Seinen Lehrern rühmt er nach, daß sie ihn verstanden hätten und ihn nie seine Einseitigkeit entgelten ließen. Rechnen und Schreiben und alle die Fächer, die ein verstandesmäßiges Überlegen und ein gezügeltes Denken verlangten, die lagen ihm nicht. Lieber hockte er in den Stauden an der murmelnden Sihl oder am Ufer des Alpbaches und verschlang mit Heißhunger «alles, was er erwischen konnte». In den Tagen der goldenen Vakanz durfte er hinaus aufs väterliche Heimen an der Südabdachung des Etzelberges, auf die Bodmern, und dort erlebte er die Welt des streng arbeitenden Bauern, der aber ein so offenes Ohr und Auge für die Wunder der Natur besaß. Und so es ihm ganz gut erging, dann durfte er mit seinem Vater, der gerne die Heimat erwanderte, hinauf auf die Alpen des Ibers und bei seinen Verwandten mütterlicherseits in den Hütten und Heimen Einkehr halten. Dort tat sich ihm die geheimnisvolle Welt der Sagen und Märchen auf. Unersättlich war er, und immer neu und wieder sollten ihm die Älpler Geschichten aus der alten Zeit berichten. Was er hier erlebt und erfahren und aufgenommen in seine wache Seele, das hat er später zusammengetragen in seinen «Geschichten aus der Sennhütte» und in den «Schweizer Sagen und Heldengeschichten».

Es war so gar nicht nach Meiredlis Willen, als ihn der Vater droben im Kloster beim Vetter Präfekten als Student anmeldete. Lieber wär er Bauer geworden und hätte die Sense durchs taunasse Gras geschwungen. Es gefiel ihm dort viel besser, trotzdem es nur dünne Brot- oder Mehlsuppe, Milchkaffee und Erdäpfel auf den Tisch des niedern Tätschhäuschens gab, als etwa daheim im hablichen Vaterhaus nahe dem Klosterplatze. Über seine Studentenjahre schreibt er selber: «In Deutsch und Geschichte erzielte ich gute, in fast allen andern Fächern mittelmäßige bis schlechte Noten. Wie schade, daß man im Barspringen, Ballenschlagen, in Schneekämpfen und

verwandten Jugendbetätigungen keine Noten erteilte. Ich hätte mein betrübendes Zeugnis glänzend verbessert.» Vier Jahre hielt er aus hinter den hohen grauen Klostermauern. Dann zog er nach Lausanne. Doch auch hier verträumte er die guten Tage und lugte oft vom Montbenon aus über den lächelnden See. In Heidelberg und Zürich sollte er Rechtswissenschaft studieren und zeichnete, statt zu schreiben, «Männlein und Weiblein auf den Rand seiner Hefte, obwohl er auch das nicht gut konnte». Noch 1932 bekennt er, daß er von seiner Zürcher Studentenzeit eigentlich nichts mehr wisse. Damals erschien von ihm in der «Neuen Zürcher Zeitung» ein erstes Feuilleton «Der Juzlieni am Quaifäst». Diese Zeitung hat ihm auch später oft ihre Spalten geöffnet und seinen ersten Erzählungen Raum gegeben.

Da rief ihn der Vater heim. Ihm war die Ämterlast zu schwer geworden, und er bedurfte einer Hilfe. Die Einsiedler wählten Meinrad Lienert zum Notar. Nebenbei trug er die kleine und oft so große Last eines Redaktors am «Einsiedler Anzeiger», den er zusammen mit seinem Bruder käuflich erworben hatte. Heute noch lesen sich seine Betrachtungen zur Weltlage kurzweilig. Er schrieb sie weniger mit dem Griffel des scharfen Kritikers, mehr mit dem Lächeln eines Weisen, der über den Dingen steht und über das Tun und Nichttun seiner Mitmenschen leicht die Achsel zuckt und dabei denkt: Mira... (Schluß folgt)

Volksschule

Waldtiere

Lehrer-Arbeitsgemeinschaft Appenzell

I. Wiederkäuer: Hirsch und Reh

«Ein Rehkitz – wie lieb! Schon kniet der Mensch im Grase, schon streckt er die Hand aus, das samtene Fellchen zu streicheln... Halt! Eine Berührung – und die Ricke würde den Ruch ihres Erzfeindes wittern, würde ihr Kitz vom Milchquell verstoßen und es den Füchsen überlassen. Ist es nicht viel schöner, ein paar Schritte zurückzutreten und zuzusehen, wie die durch wind-